In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 210. Posen, den 13. September 1928. 2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

8. Fortsetzung.

Neerink stand auf. Er war verlegen. Ein Gefühl, das er seit Jahren nicht mehr kannte. Wann war er zuletzt verlegen gewesen? huschte es blitzschnell durch sein Gehirn. Er lächelte, sich selbst ironisierend, in sich hinein. Eine Ewigkeit nicht. Nicht vor Königen und Präsidenten, nicht vor einer Bande Rowdies im Zentralpark des alten Neuyork, nicht vor der schönsten gefeiertsten Dame der Gesellschaft und ihrem Zorn — da schon gar nicht!

Doch dieser ruhige alte Mann war sicherlich Träger einer alten Kultur — einer Kultur, die er nicht kannte.

Er stand als Barbar vor einem Kulturträger. Das war peinlich, besonders wenn man eine Kultur verlassen hatte, weil man sie als minderwertig abschütteln wollte. Hier gleich zu versagen.

Er neigte auf alle Fälle höflich den Kopf, was auf Ta'avale wenig Eindruck zu machen schien, und trat vor die Hütte.

Da saß das Mädchen am Boden vor dem Kochloch und hielt einen dampfenden Kessel in der Hand. Es roch sehr einladend, und Neerink erinnerte sich, daß er seit einer Woche oder so etwas nicht mehr gegessen hatte. Kurz entschlossen setzte er sich neben das Mädchen, sah erst sie an, dann den Kessel und leckte sich die Lippen.

Das verstand O'a und zeigte lachend ihre Zähne. Sie gab ihm ein kleines Gefäß. Eine Handbewegung — nun begriff er seinerseits. Damit schöpft man aus dem Kessel. Gut. Und gleichzeitig dachte er: Was für ein unerhörtes Handgelenk. Nicht die überzüchteten, zierlichen Jüdinnen des Orients, nicht die Sevillanerinnen hatten feinere.

Die Schildkrötensuppe schmeckte.

O'a ließ den hungrigen Gast essen. Dann fragte sie etwas. Es war — wie vorhin bei dem Alten — eine Mundart, die nicht ganz leicht zu verstehen war. Professor van Hove, der ihm Unterricht im Polynesischen gegeben hatte, würde die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben.

Irgendwie begriff er aber die Zusammenhänge von „Einbaum", „ohne", ankommen" — und verstand kopfnickend.

„Ich bin hergeschwommen," sagte er einfach und unterstützte seine Worte durch die Gebärde des Schwimmens.

Sie horchte auf. Ihre Augen weiteten sich.

„Woher?"

„Weit her," sagte er.

„Von Safune?"

„Viel weiter."

„Von Wahiki?"

„Noch viel weiter."

„Weiter weiß ich nichts mehr."

„So sei froh."

„Und da bist du geschwommen? Weißt du nicht, daß die Freßfische im Meer wohnen?"

„Freßfische? O ja, ich weiß schon, aber darum durfte ich mich nicht kümmern."

Sie sah ihn lange und forschend an. „Warum nicht?"

Er zuckte die Achseln und schwieg.

Warum antwortete er nicht? Es war doch wunderlich genug, daß er den Freßfischen entgangen war. Ma'vedo war damals in Safune gefressen worden, als er kaum vom Land fortgeschwommen war, und Ta'avale hatte selbst noch eine böse Narbe am Bein vom Freßfischbiß. Der weiße Mann aber w o l l t e nicht antworten, und O'a schwieg.

Man muß Männerwillen fühlen, auch wenn er nicht ausgesprochen wird, sagte Ta'avale. Sie wußte das seit Jahren, und es war eine alte Regel, viel älter als Ta'avale.

Sie folgte dem weißen Mann mit Blicken, als er nun aufstand und langsam den Abhang hinaufstieg, der zum See und zu dem großen schwarzen Berg führte. Schmucklos war er, ohne Ohrgehänge und Perlbänder und Muscheln — aber er war kraftvoll und geschmeidig wie Pe'a auf Safune, der um sie geworben hatte.

Seine Hautfarbe freilich war häßlich. Wie Korallensand, weißlich. Nein, schön war seine Farbe nicht.

Was für Augen hatte er? Nicht schwarz wie Ta'avales und Pe'as und ihre eignen — hell, grau, wie Stein, aber nicht so hart. Der weiße Mann mit den krummen Beinen, der manchmal auf dem großen schwarzen Einbaum nach Safune gekommen war, hatte blaue. Was für Augenfarben mochte es sonst noch geben? Das war ein Thema, das ihrer Phantasie reichen Spielraum ließ, und sie saß und sann angestrengt, während die kleinen grünen Papageien in den Brotfruchtbäumen um die Hütte schrien und lärmten.

Gerd Neerink stieg den Abhang hinauf, der zu dem großen schwarzen Berg führte. Freilich von diesem Ziel wußte er noch nichts. Kokospalmen und riesige Brotfruchtbäume verbargen es.

Er wußte aber auch kaum, daß er stieg. Er hörte auch kaum das Summen der Insekten, das schrille Schreien der Papageien. Bloßfüßig schritt er über weichen Moosboden, trat in dämmerndes Walddunkel, in breitblättrige Dome voll tiefgrüner, zackiger Seltsamkeit. Eine Dornenliane ritzte ihm den Fuß.

Ich muß mir Sandalen machen, lief es durch sein Gehirn. Und schon schwächer werdend, gefühlsverdrängt — aus Bast — und Rinde. Aus. Die Gefühlsstimmen dominierten wieder in langhallenden fremdartigen Akkorden.

Der Urwald brach auseinander in eine hellgrüne, sonnenleuchtende Lichtung. Aus dem gewärmten Boden dampfte feuchter, herrlicher Dunst von frischem Gras. Neerink saß plötzlich in dem grünen Leuchten und sah auf die altvertrauten Federkronen der Palmwipfel und auf die tiefblaue Meerferne, die sich dunstig ins Unendliche auflöste. Plötzlich sagte er laut vor sich hin: „Wie kann man nur denken!"

Der Klang seiner Stimme hatte etwas Kindliches, Ergriffenes.

Er lachte über den Zwiespalt seiner Worte, die den ersten Gedanken ja zum Vater hatten. Paradore nennt

man das in Europa. Wer eines macht, der kommt sich so geistreich vor wie ein Schriftgelehrter des Alten Bundes und hält für Selbstzweck, was Nebensächlichstes, was Hobelspan ist vom Wirklichen. Geistiges überhaupt ist ja letzten Endes Hobelspan, Abschnitzel, Kruste. Wahr und wirklich: das Sein an sich.

Spielerisch ließ er den Gedanken fallen, schmiegte sich wohlig ins Gras und horchte auf die Stimmen der Natur.

Sie waren alle noch da, die er kannte, von seiner Südseereise vor anderthalb Jahren her. Aus Samoa. Die tausend Vogelstimmen und das Wiegen der breiten Pisangblätter und der Federkronen.

Mit allem Willen und aller Energie trug er sein Wesen in den aufgelösten, auf Urbestandteile zurückgeführten Zauber hinüber. Er umgab sich mit dem Gefühl des Geborgenseins, der Sicherheit und des Schwelgens in Schönheit, so daß er, turmhoch über allem Bisherigen, olympischen Spott fühlte für die Menschen, die das Leben so weiter trugen, wie er es bisher geführt hatte. Das Leben der sich selbst in rasendem Energieverbrauch Tötenden, das Leben der „Berufe", der „Staatsangehörigen", der „Untertanen", mit der Freiheit des geworfenen Steins, der sich einbildet, fliegen zu können.

Drei Jahre Vorschule, neun Jahre Gymnasium, Exerzitien, Klassenarbeiten, Tanzstunden, Abitur, Bier und Studium, Weiber, der Doktortitel, sechs Zentimeter hohe Stehkragen, Rechts-, Medizin- und Staatswissenschaftsbüffelei, Vorgesetzte, eine „Verlobte", Mitgift, Großer Gott wir loben dich — eigner Herd ist Goldes wert — Kinder — man sieht wehrlos den trostarmen Kreislauf langsam arterienverkalkend wieder von vorn anfangen — Pension, Friedhof: eine von vielen bürgerlichen Variationen, die alle den gleichen Anfang, alle den gleichen Schlußakkord, und alle, fast alle den gleichen jämmerlichen Verlauf haben — mit jeweils stilistischen Veränderungen geordnet nach den einzelnen Ländern. In England Eton, Oxford und Ruderregatta, in Frankreich Sorbonne und, wenn's hoch kam, ein Deputiertensitz — lieber Gott — letzten Endes — — —

Pfui Teufel. Hol's der Geier.

Und all die sonderbaren Vorstellungen, die die lieben Mitmenschen — das dümmste Wort, das es gibt —, die die Mitstoffwechsler — das klingt schon besser! — sich von den Wichtigkeiten machen!

Gerd Reerink bog mit gerunzelter Stirn eine Glockenblume gerade, die er fast geknickt hatte.

So.

Die Vorstellungen von Glück, Ehre, Pflicht — ach, und so weiter. Und der Steuerbeamte. Und die Wohltätigkeitsanstalten.

Und die große Dollarjagd — uff, jetzt mußte man aber aufhören. Es war die höchste Zeit, daß man sich aus der mit dem Lineal gezogenen Staatsbürgerei drückte.

Dabei hatte er noch ein Leben geführt, um das ihn Millionen beneideten! Hatte gejagt, Reisen gemacht, mal hier, mal dort ein bißchen hineingesehen in Betriebe. Politik, Geistesrichtungen.

Aber es mußte wohl bei seiner Geburt irgendwie ein Fehler unterlaufen sein — man hatte nicht aufgepaßt —, und da hatte er eine Eigentümlichkeit mitbekommen, die Andersen? — ja, Andersen in einem seiner reizenden Sächelchen beschreibt: der Spiegel, den der Teufel erfand und den er zerbrach — dessen winzige Splitter den Menschenkindern ins Auge fliegen und sie Dinge sehen ließen — Dinge —

Dieses verdammte Talent, allem auf den Grund zu sehen, die Anfänge zu sehen, das Apriorische. Und dann bekam man eben in neunundneunzig von hundert Fällen den großen Ekel.

Bekam ihn im Spielsaal von Monte Carlo, auf dem Markusplatz in Venedig, auf der Börse in Berlin, in der Rue de la Paix, in den Revuen von Paris, in den Museen von München.

Schuld daran waren nicht die Dinge an sich, nicht die alten goldbraunen Rembrandts und die Tizians und Murillos, sondern die Kälber, die sie mit ihren Blicken beschmutzten und in seichtester Oberflächlichkeit, Tiefe heuchelnd, von sich gaben.

Wo der Mensch erschien — der zivilisierte Mensch —, da war es sofort nicht mehr auszuhalten.

Es war gerade drei Jahre her, daß sich Gerd Reerink das eingestanden hatte. Er hatte dann versucht, den Dingen durch Schnelligkeit die Spitze zu nehmen.

Er gewann in einem Jahr Auto- und Motorradrennen, holte sich Fliegerpreise und fuhr Regatta.

Wenn man im Hundertzwanzig-Kilometer-Tempo „abgurkt", wie der Fachausdruck so schön lautet, vergißt man den ganzen Dreck. Aber das hielt nicht vor.

Ein Beinbruch kam dazu, der für sechs Wochen an den Stuhl fesselte — und Krankenschwestern — und wohlmeinende Besuche — und Bandagen — Gipsverband — und der Entschluß: Reisen.

Irgendwohin.

Wo es keine Organisationen, keine Politik, keine Revuen, kein Telephon gab. Die Brücken hinter sich abbrechen. Und für eine Zeitlang für die Zivilisation verschwinden. Wie lange?

Guter Gott, das kam natürlich darauf an.

Man war nicht so blöd, sich mit pathetischer Gebärde für immer vom Abendland loszusagen, von diesem degenerierten, abgestandenen Abendland, um als Robinson des zwanzigsten Jahrhunderts auf wüster Insel Lamas zu züchten und unschuldige Eingeborene mit einem Wochentag als Vornamen zu behaften.

Oder um frei nach jedem bessern Abenteuerroman ein Paradiesleben in der Südsee anzufangen mit braunem Weibchen und ungezählten gestreiften und gefleckten Nachkommen.

Zurück zur Natur, Rousseau mit Zuckerguß, Kokospalmenkitsch — Herz, was willst du noch mehr.

Besten Dank, nein.

Aber man mußte ausnutzen, was man vor seinen Mitmenschen voraushatte. Die uneingeschränkte Beweglichkeit, den offenen, aufnahmefähigen Verstand. Also.

Und Gerd Reerink hatte nun erst wirklich angefangen zu reisen. Nicht mehr an den Lido, in den Osten Chinas, in das Tienschan-Gebirge, in die eisigen Höhen des Kuenlün.

Nicht mehr im Herbst an die Riviera oder ins Salzkammergut zur Hirschjagd, sondern nach Abessinien, um den schwarzmähnigen Wüstenkönig und die Panther in ihren Höhlen zu besuchen. Nach Indien, nach Java. Ein halbes Jahr Urwaldsmiasmen auf Celebes mit Kopfjägern, halbarmlangen Blutegeln und ähnlichen Annehmlichkeiten. Eine Streife quer durch die Inseln des Stillen Ozeans.

Viermal wurde seine Reise von Melbourne nach Vancouver unterbrochen. Er stieg am jeweiligen Ankerplatz aus und besah sich die Neuen Hebriden, Samoa, Hawai.

Endlich riß er sich los und ließ die Vereinigten Staaten über sich ergehen. Er war nicht unzugänglich für die Schönheit des Gegensatzes zwischen dem verträumten Atoll unweit Samoas mit all seinen Ruhewundern, seiner Unberührtheit — und dem jagenden, hastenden, atemberaubenden Höllentempo der Yankeegeschäftsmetropole, der Weltgeldbeherrscherin Neuyork.

Nach Kokospalmen Wolkenkratzer, nach den Auslegerbooten die große Dampferlinie, nach Muschelketten die grünabgegriffenen Dollarnoten.

Das war schon Umkehr. Nicht das Geld an sich. Aber das Geld in den Augen der schönen Frauen, die entweder aufblitzten: Hast du genug für mich? Kannst du mir die schönste Perlenkette bei Tiffany kaufen? Hast du mehr als der Mann meiner Freundin May, die jetzt den sechsten Pelz in dieser Saison trägt? Gibst du mir die Loge in der Metropolitan Opera?

(Fortsetzung folgt.)

Deauville, der Blumenstrand.

Von Helen Grund.

Hundertvierundachtzig Kilometer von Paris. Je nach der Stärke Ihres Wagens müssen Sie mit drei oder vier Stunden Fahrt rechnen. Die Straße führt aus der Porte Maillot über St. Germain und Mantes, schneidet bei Nellebeise eine Weile am gewundenen Lauf der Seine entlang, dann Evreux, Lisieux, Pont-l'Evêque. Sie ist spiegelglatt, ein wellig durch die Landschaft gelegtes Band, schieferblau, von Reklamewänden, Schildern des Touring Club und spielbunten Tanks besäumt, Pappel-, Kastanien- und Lindenalleen öffnen ihre grüne Tunnel, lassen — durchbrochene Kulissen — Bicke frei in die weiten Täler und auf nahes Korn. Glitzernd schlängeln sich Flüßchen durch Wiesen, Gatter ziehen weiße Streifen quer durch weidende Kühe, der Schäferhund hält die drängende, sommergeschorene Herde am Saum der Straße, im Schatten der Hecken. Erste Fachwerkhäuser der Normandie, zebragestreifte gestreckte Würfel, geräumig, behaglich bedacht, eingetan in gebückte Apfelgärten, Gartentor und Fenster blumengeschmückt. Und dann schmeckt es auch bald nach dem Meer. Noch einmal führt der Weg steil hinauf und fällt dann in langer Serpentine hinab.

Trouville. Sein Name hat noch den Klang vergangener Zeiten. Hier wagte zum ersten Male die elegante Welt des vorigen Jahrhunderts dem „shocking" des Familienbades zu trotzen. Heute ist es kindervoll und bürgerlich, bunte Drachen schweben über einem Gewimmel von Zelten, am Kasino hängen Schilder mit den Preisen des Menus. Wir wenden zur Brücke zurück, die Trouville mit Deauville verbindet, biegen an der riesigen Front der Garage St. Didier vorbei, vorbei am Hafen und rußigen Kohlenträgern, an flatternden Markisen kleiner Cafés, wo Matrosen mit roten Pompons puppenhübsch beisammensitzen und rollen nun bei der nächsten Wendung im unverkennbar Verwöhnten. Wie weit es hier ist, weit und breit, als hätte ein parteiischer Wind vom lauen Himmel her alles kläglich Alltägliche fortgeblasen und wahrte diesem „Seestück" eine planvoll luxuriöse Ruhe. Wie in flachen Terrassen baut sich das „schönste Seebad Europas" auf. Schöner als der Lido? Schöner als Cannes und Biarritz? Mir scheint im Blau und Gold der früheren Mittagsstunde das Bild moderner, sachlicher, hygienischer. Am Horizont zwischen Blau und blau die geometrische Steile der Segel, die Buntheit der Badenden auf ein Karree beschränkt, getrennt vom geordneten Karawanenlager der Zelte, Kioske, Kabinen. Von dort bis hinauf zur Straße, an der wir halten, die riesigen, grünen Rasenlaken, geschnittene Hecken, blühende Boskette, frisch unter der windgekühlten Sonne und dem Tropfengefieder kreisender Tuschen. Weiße Geräte auf den Spielbänken, ein Karussell aus lauter Apfelschimmelchen, eine blauweiße Babybar. Skizzenhaft hinter dem flimmernden Netz des Gitters flitzen die weißen Gestalten der Tennisspieler, nur durch den Sand getrennt vom Meer, nur durch die Straße von den Fassaden der Hotels und Villen.

Auf der Terrasse des Kasinos unter gedrängten Schirmen fängt man an, die Tische zu decken. Der weiße trianongeschweifte Bau liegt zwischen dem stilechten „Normandy" und dem modernen Riesenblock des „Royal". Kein Schild, keine Aufschrift, nur ihre Maße unterscheiden sie von Privaten. Wir biegen in eine Quergasse: Läden, Filialen der großen Modehäuser von Paris, „Le Journal", Antiquitäten und Neuheiten, das Warenhaus „Printemps", Gestalten in flatternden Bademänteln, lockige Babies in ihren bequemen Karossen. Und dann wird es enger, gedrängter, ein lila gestrichener Friseurladen, Porträtphotographie, ein Bazar mit bunten Blecheimern, Postkarten, ein billiges Restaurant. Wie klein dieser Kern ist, wie eingeschrumpft und überwältigt, das Postamt okkupiert von kabelnden Amerikanern. Eine breite, leere Trambahnstraße führt wieder ins Grüne zu den Golfplätzen, verwertete Dünen, zu Poloplatz und Rennbahn. Morgen, heute fahren wir zum Strand hinunter, halten an den pompejanischen Bädern mit ihren Luxuskabinen, Duschen, Massagen und Dampfbädern, laufen über die Planken, winden uns an den Ruhenden, Briefschreibenden, Flirtenden des Zeltlagers vorbei, springen über die himmelspiegelnden Pfützen der letzten Flut und sind im Gewimmel der Badenden.

Wärter in roten Wollhemden normannischer Fischer mit blonden Bärten, bilden eine lose gespannte Kette um das hinausgeschobene Viereck Meer, das ihrer Hut anvertraut ist. Bis zum Gürtel stehen sie im Wasser, schaukeln draußen auf verankerten Kähnen und bewachen das Treiben der Fremden. Braunverbrannte Gestalten in knappen Trikots, in allen Sprachen Rufende, auf der federnden Matratze der Gummikähne ruhen sie, wellenumspült, tauchen vor ihr, rudern sie, steuern durch die Andrängenden, Bälle fliegen ins Blendende, klatschen auf, gereckte muskulöse Arme.

Auf ganz schmalen Sohlen waten drei kleine Mädchen ins Meer, von der weißgestärkten Nurse ermutigt, halten sie sich an den Händen. Knaben mit hellen Locken kommen, sommersprossig und weiß, über den Strand gelaufen, werfen ihre hellen Bademäntel im Schwung über die Ständer und stürzen sich, schaumüberspritzt, in die Wellen zum crawl. Zuschauende Dollaramerikaner mit Goldzähnen, die unschöne Mama im flatternden Volantkleid von einem japanischen Sonnenschirm beschattet, bewundern ihre erwachsenen Kinder, die schreiend und kreischend in den Wellen toben. Französinnen, untadelig bis ins kleinste Detail ihrer Erscheinung, kunstvoll geschminkt und komponiert, selbst in dieser Auswahl kenntlich als besonders „fertige Exemplare", plaudern im Wasser mit der präzisen Leichtigkeit, die auch in dieser Situation nichts anderes besagt, als ihr Hübschsein melodisch zu begleiten. Ausgelassen sind die jungen Mädchen aus Wien mit den bauschigen Locken, sie schlagen mit ihren Freunden Purzelbäume im Sand. Wütend fast vor Sonne und Badelust steht die üppige Rumänin im Kreise ihrer Verehrer, ihr schneewittchenschwarzes Haar hängt den Rücken hinab. Ja, kaum hier und da noch sieht man ein junges Mädchen mit gebobbtem Haar. Goldene und braune Locken umrahmen Gesicht und Schultern. Sie sind sehr hübsch, diese Letzten, sehr gut erzogen, ein bißchen hochmütig inmitten der routinierten Lebenslust der erwachsenen Schwestern. Abends in den Ambassadeurs sah ich eine von ihnen wieder in einem Stilkleid aus Tüll mit dem kleinen Knoten im Genick. Sie ist noch zu jung, um hier zu dinieren, aber in der Theaterpause kam sie, um der Mama guten Tag zu sagen.

Ueberall an den Tischen, in dieser Halle aus Bogenfenstern und Kretonne, erkenne ich Gesichter wieder, die mir nun beim Champagner und Negermusik den Eindruck, den sie mir draußen machten, verstärken oder verwischen oder summarischer zu Typen werden. Männer von fünfzig Jahren, grauhaarig und massiert, Energiebegabung in der gedrungenen Linie des Profils; reife Frauen, deren verfallende Lieblichkeit hilflos und kostbar wurde; optimistische Gesichter beiderlei Geschlechts, Amateure der Aesthetik.

Neben uns, allein, diniert der alte Herr mit dem Profil aus dem 18. Jahrhundert, den ich heute vormittag neben Nurse und Enkelkind im bebänderten Strohhut und Bademantel sah und später bei den Ställen am Hippodrom. Quer durch den Saal kommt mein Freund auf uns zu, der junge amerikanische Journalist. „Normandy oder Royal?" fragte er. „Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen die Liste aller Prominenten, die schon angekommen sind." Aber ich erlasse es ihm.

Frau Aja liest.

Von Friedrich Michael.

Goethes Mutter, nach der Mutter der vier Heymonskinder von Goethe „Frau Aja" genannt — sie ist doch eine wundervolle Frau! Und wenn man, durch die Wiederkehr ihres Todestages am 18. September daran erinnert, die beiden Bände mit ihren Briefen vornimmt, ist man von Seite zu Seite wieder ergriffen, begeistert von der so begeisterungsfähigen, gerührt von der gütigen, mütterlichen Frau.

Man schlägt auf und liest am Schluß eines längeren Schreibens an ihren Sohn die freundliche Erinnerung: „Lieber Sohn! Hast Du denn die Güte gehabt das Kindlein von Freund Tesche, „Die drei Billiet" benamset, mit gnädigen Augen anzusehen, und Ihm ein Wort des Trostes darüber mitzutheilen — Lieber Himmel! Es krablen ja so viele um den Parnaß — laße Ihn mit krablen!" Ist das nicht einzig? Solch eine Fürsprecherin zu haben, wem das gegönnt wäre!

Daß Frau Aja eine fleißige Theaterbesucherin war, ist bekannt. Aber sie war auch eine Freundin der Bücher, und es waren nicht nur die Werke ihres Sohnes, die sie eifrig las. Als Christiane Goethe, ihre Schwiegertochter, ihr einige Romane schickte, schrieb sie dankbar: „Ja meine Liebe! Sie können kein beßeres und verdienstlicheres Werck an Ihrer Sie liebenden Mutter thun, als daß Sie die Güte haben, wenn Ihnen solche lieblichen Sachen zukommen mich in meiner Geistesarmuth theil darann nehmen zu laßen . . ."

Der Prosa gibt sie vor den Versen entschieden den Vorzug. So schreibt sie in ihrer drastischen Art an Klinger: „Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder sehn, aber in Prosa müßte es seyn, von Versen bin ich keine Liebhaberin . . ." Das hindert nicht die Begeisterung für Wielands „Oberon", den sie „und mehr gute Seelen mit Schmerzen erwarten". Als er dann angekommen ist, schreibt sie gleich an ihre fürstliche Freundin Anna Amalia: „Wielands trefliches Werck genandt „Oberon", habe zum erstenmahle verschlungen, hernach wie ein vernünftiger Mensch mich dabey geberdet und es langsam und ordentlich gelesen . . ." So wird auch „Wilhelm Meister", wie sie schreibt, „mit einer Begierde nicht gelesen, sondern verschlungen."

Besonders schöne Bücher sparte sie sich aber auch genießerisch für besondere Stunden auf, „vor die ruhigen Stunden des Sontags", denn derlei Lektüre ist ihr „bonbon", das sie „mit Behaglichkeit genießen will". Wertvolles wird auch schön gebunden, die Werke des Sohnes etwa: „Alle 8 Bände sind beym Buchbinder, werden in halb Frantzband auf das schönste eingebunden wie sich das vor solche Meisterwercke von selbst versteht."

Hatte sie auch einen ausgesprochenen Geschmack, so las sie doch zuzeiten alles durcheinander, in der Franzosenzeit 1796 etwa, wo sie ihren Tag etwa so schildert: „Da die meisten meiner Freunde emigriert sind — kein Comedienspiel ist — kein Mensch in den Gärten wohnt, so bin ich meist zu Hauße — da spiele ich Clavier, ziehe alle Register, paucke drauf loß, daß man es auf der Hauptwache hören kan — lese alles untereinander: Musencalender, die Weltgeschichte von Voltäre — vergnüge mich an meiner

schönen Aussicht — und so geht der gute und mindergute Tag doch vorbey."

Sie ist auch kritisch zuzeiten, diese eifrige Leserin, und jedenfalls spürt man in diesen Briefen, was für einen lebendigen Menschen wie diese Frau, die mit offenen Sinnen die Welt sieht, gerade Bücher für eine große Rolle spielen, spürt vor allem, daß sie aus den Büchern auch immer wieder Gewinn zieht: denn wie oft weiß sie, ernsthaft oder mit Witz und guter Laune, auf Gelesenes anzuspielen.

Ja, sie war, diese wunderbare Frau, auch eine ideale Leserin.

Klasse VIII.

Aus der Mappe einer Lehrerin.

Von Christine Holstein.

(Nachdruck verboten.)

Die Kleinsten in der Schule sind immer die Drolligsten, und die Lehrerin von Klasse VIII kann was erzählen.

„Och, Frollein!" ruft stürmisch-bewundernd solch kleiner sechsjähriger Abc-Schütz, „Sie sprechen so schön — so schön wie Radio.

Sie lesen in der Fibel das Wort „Oper".

„Wer weiß denn von euch, was eine Oper ist?"

Eifrig meldet sich Hildchen Schütz:

„Oper is das im Radio, wo Vater bei einschläft."

*

Biblische Geschichte. Josef in Aegypten. „War denn auch schon von euch mal eine im fremden Land, wo sie eine andere Sprache reden?" fragt die Lehrerin. Eine Menge Fingerchen fliegen hoch. Jede will zuerst erzählen.

„Ich war mal in Görlitz, da sagen sie zu Stulle ‚Schnitte'."

„Und bei uns war mal mein Onkel aus Leipzig, der hat zu Stulle ‚Bemme' gesagt."

„Und mein Onkel aus Amerika, der sagte zu Kakao ‚Coco'."

„Aber ich," beginnt Trudchen Müller, und aus ihren braunen Augen leuchtet das Bewußtsein, alle zu übertrumpfen, „ich war mal in dem Land, wo sie zu Sauerkohl Klabauster sagen."

*

Die Knaben- und Mädchenschule ist in einem Gebäude untergebracht, und in der Pause kann's einmal vorkommen, daß die kleinen Jungen und Mädel im Garten zusammen spielen. Dabei geht's auch oft bunt zu, besonders seit in der Einheitsschule die Kinder aller Bevölkerungsschichten vertreten sind. Hans Ludwig, der kleine Sohn des feinsinnigen Musikers und Organisten, und Lottchen, das derbe muntere Arbeiterkind, spielen zusammen Mann und Frau.

Hausmütterlich und energisch bestimmt die kleine, rundliche Frau: „Hier haste deine Stullen in die Mappe und nu gehste in die A. E. G."

Aber hochmütig wirft der „Mann" das blonde Lockenköpfchen zurück und erklärt: „Nein, ich gehe jetzt in die Garnisonkirche, und in der Mappe habe ich meinen Mollakkord."

Szenenänderung: Hans Ludwig ist jetzt Klavierlehrer und Lottchen soll bei ihm Stunde nehmen.

„Wie mach' ich denn das?"

„Oh, das ist ganz einfach. Du kommst zu mir und läßt dir Noten geben."

Kommt denn auch Lottchen brav und bescheiden und bittet um Noten. — „Hier, mein Kind," sagt würdevoll und väterlich der sechsjährige Herr Musiklehrer, „da hast du Czerni und Schubert. Und hier gebe ich dir noch „Komm, süßer Tod" von Bach."

■ Aus aller Welt. ■

Die Bevölkerung Palästinas. Nach einer englischen Zeitschrift ist Palästina zurzeit von 30 500 Israeliten bewohnt, darunter 16 695 Männer und 13 805 Frauen. Dieses Uebergewicht des männlichen Geschlechts wird wieder ausgeglichen durch das entgegengesetzte Verhältnis bei den Knaben und Mädchen, so daß in einigen Jahren die Zahl der Frauen überwiegen wird.

Kopflose Insekten. Untersuchungen eines französischen Wissenschaftlers ergaben, daß Insekten niederen Grades auch nach Abtrennung des Kopfes vom Rumpf überraschend lange weiterleben. Verschiedene Exemplare einer Mottenart lebten nach der Enthauptung bis zu zwei Wochen weiter, trotzdem ihre normale Lebensdauer nur eine Woche umfaßt.

■ Zum Kopfzerbrechen. ■

Verwandlung.

Mit „ö" ein Vogel ist's
Am fernen Meeresstrand,
Mit „e" ein Städtchen klein,
Getrennt vom Vaterland. M. Pl.

Rätsel.

Mit M ist's deines Gartens Zier,
Mit S ist's nah verwandt mit dir,
Mit L erfreut's dein Herz,
Mit H bereitet's Schmerz. Ma.

Rösselsprung.

chen	ne	und	ga-	lich	sicht	zen,	neh-	viel
men	auf-	sei-	ab-		sicht	so-	sicht-	zu
sei-	brau-	ben,	täg-	ne	schät-	war,	rück-	men,
wer	que-	wärts		sicht		aus-	ste-	O. F.
sicht	was	sich	sich	will,	der-	nach-	bis	rer
be-	ha-		set-		kei-		wi-	ter
gißt,	um-	gar	muß	ganz	zen,	vor-	ih-	er
sicht		ben,		ner		tat		sicht
mit	ver-	ein-	und	die	sicht	an-	aus	nach

Rätselhafte Schrift.

Jede der folgenden Buchstabengruppen gibt, wenn man ihre Lettern etwas umstellt, eine Silbe. Richtig gelöst, erhält man den Wortlaut eines Gedichts sowie den Namen seines Verfassers.

erv eg sebn driw ide or he dahn
ma söch nen isch vre igre nef,
nam nank end ie enn id a namt
urn imt med an rend liesch enf.
drief chri nov ob end detts.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

al — an — ba — bag — ber — bet — bob — bro — brus — cel — che — dad — de — den — der — ditt — dotz — e — el — er — eu — eu — fort — ger — gu — he — heim — ho — horn — i — i — in — ken — kra — la — lau — le — lu — lu — mat — mün — na — na — na — na — nach — nas — ne — no — pa — phrat — ra — rew — ro — ro — sa — sau — si — ster — tan — ter — ter — ti — ti — u — wies — worm sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch Strindbergs ergeben. ch gilt als ein Buchstabe.

1. Fluß in Asien, 2. Stadt an der Lahn, 3. Hochland in Asien, 4. deutsches Bad, 5. Erdteil, 6. Stadt bei 4, 7. Berg im Kaukasus, 8. Stadt in Dalmatien, 9. Nebenfluß der Weichsel, 10. schweizer Kurort, 11. Stadt in Hannover, 12. Hauptstadt der Hawai-Inseln, 13. Stadt im Reg.-Bez. Magdeburg, 14. Fluß in Italien, 15. russische Republik, 16. Indischer Titel, 17. Stadt in Ostpreußen, 18. Stadt am Rhein, 19. biblischer Bergstock, 20. Alpenberg, 21. Fluß bei Hamburg, 22. Nebenfluß des Rheins, 23. Stadt am Tigris, 24. Fluß in Spanien, 25. französische Stadt, 26. Stadt und Fluß in Ungarn.

Leistenrätsel.

◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆
◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆
◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆
◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆
◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆   ◆
◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆

An Stelle der Punkte sind die Buchstaben: **a a b c d e e e e e e e e e e e f f f f g g g h i i i i k l l l l m m m n n n n n o o o o o ö r r r s s s s sch t t t u u u z** so einzusetzen, daß die senkrechten Leisten: 1. Jahreszeit, 2. Vorname Ibsens, 3. Einsiedler, 4. englische Stadt, 5. Eßgerät, 6. Tonkunst, 7. Binnenmeer, 8. Schußwaffe und die wagerechten Leisten zwei zukunftsreiche technische Neuheiten bezeichnen. R. G.

*

Auflösung Nr. 36.

Kreuzworträtsel: Wager.: 1. Klima, 6. Heck, 8. Leer, 11. Irkutsk, 13. Chemie, 14. Amsel, 15. En, 16. ue, 17. Adam, 19. Ruhr, 20. Hurra, 23. breit, 25. Elfen, 27. Florida, 28. red, 29. Gala, 30. Henne. Senkr.: 2. Locken, 3. Meltau, 4. Leim, 5. Keks, 7. Kriemhild, 9. Esmeralda, 10. Schwalbe, 12. Florenz, 18. Ur, 21. Utopie, 22. Reigen, 24. Efeu, 26. Fall.

Füllrätsel: Pyritz — Erfurt — Bremen — Kassel — Zerbst — Vechta = „Pressa".

Streich- und Ergänzungsaufgabe: Hast, Amor, Nero, Nest, Saul, Vers, Oper, Name, Zwei, Ober, Bern, Emil, Leib, Tod, Iwan, Teich, Zofe — Hanns von Zobeltitz (geb. am 9. 9. 1853).

Erbauung: Dom, Pfaff; Dompfaff.

Magisches Doppel-Quadrat: 1. Karl, 2. Arie. 3 Riai 4. Leipzig, 5. Zebu, 6. Ibis, 7. Guß.